



DAS PERFEKTE KAFFEEHAUS

Sonntag, 28. Januar 2018 – Ahmedabad (Indien) Jama Masjid

23.023576,72.586507

Was mir auf meinen Reisen durch Indien am meisten fehlt, sind Cafés – nicht wegen des Kaffees, der in diesen Häusern ja selten gut. Ich schätze Cafés in erster Linie als Orte, wo mein Dasein ganz selbstverständlich berechtigt ist und keiner weiteren Erklärung bedarf. Das ist natürlich auch in einem Hotelzimmer der Fall oder in einer Wohnung. Im Unterschied zu den eigenen vier Wänden aber, hinter denen die Welt manchmal ganz verschwinden kann, sind die Mauern eines Cafés voller Türen, durch die Menschen hinein- und hinausströmen dürfen, sofern sie sich den Gepflogenheiten des Hauses unterwerfen. Das heißt in einem Café ist man voll dabei und doch gleichzeitig geschützt – eine Kombination, wie sie sonst wohl nur im Mutterbauch ähnlich vorkommt. Für ängstliche und etwas kontaktscheue Charaktere

wie mich sind Cafés folglich ideale Lebensorte. Oft sitze ich Stunden vor einer längst leeren, ja geradezu schon wüstenartige ausgetrockneten Tasse und lese, schreibe, denke vor mich hin, vergesse gelegentlich völlig, wo ich bin. Das ist natürlich nur in richtigen Kaffeehäusern möglich, wo man nicht ständig von Kellnern zum Konsumieren drangsaliert wird.

Dieselben Vorzüge, die ein gutes Kaffeehaus ausmachen, bietet auch eine Moschee. Das ist mir eben erst klargeworden als ich den Säulenwald der Jama Masjid im Herzen der Altstadt von Ahmedabad betreten habe. Dank der vielen Gebete, die ein Muslim im Verlauf des Tages absolvieren sollte, haben diese Häuser Öffnungszeiten, die denen eines Cafés in nichts nachstehen. Und zwischen den Gebetszeiten, die wohl eine gewisse Implikation in die



Rituale verlangen, kann man hier wunderbar sitzen, lesen, schreiben, vor sich hinträumen, vergessen, wo man eigentlich ist. So wie der alte Mann, der in der Mitte der Moschee am Boden sitzt, den Rücken bequem gegen eine Säule gelehnt. Er wirkt gänzlich absorbiert von seiner Lektüre, streicht sich dann und wann den Bart, kratzt sich am Kopf, bohrt in den Ohren und fühlt sich ganz offenbar völlig unbeobachtet. Wir sind ja auch praktisch allein in dem riesigen Raum. Nur der Abwart, dessen hennaroter Spitzbart ihm das Aussehen eines modischen Ziegenbocks verleiht, huscht ab und zu mit Schaufel, Besen und Kessel vorbei. Draußen im Hof führt ein kleiner Junge mit ruhigen Bewegungen seinen Drachen durch das morgendliche Sonnenlicht spazieren. Der Lärm des Verkehrs ist weit entfernt, die Stimmen der Vögel sind näher: der gurgelnde Singsang der Tauben, das trockene Krächzen der Krähen und das langgezogene, so gar nicht zu den Tönen einer Stadt passende Pfeifen der großen Raubvögel, deren Epizentrum die stinkende Halde mit Schlachtabfällen auf dem nahen Fleischmarkt der Muslime ist.

Ich mache es dem Alten nach und lehne mich gegen eine Säule, nehme ein Buch hervor und beginne zu lesen. Es sitzt sich recht behaglich auf

dem Teppich. Und kein Mensch stört mich. Auch als Nicht-Muslim habe ich, so scheint es, ein Aufenthaltsrecht in dieser Moschee. Nach einiger Zeit streckt der Alte mehr und mehr die Glieder von sich, fast liegt er schon und ich sehe, wie sich sein Buch immer wieder senkt – im Gleichgang mit seinen Augenlidern, vermute ich, doch so genau kann ich das von meiner Warte aus nicht sehen. Ich merke, dass auch meine Stirn sich zu senken droht und setze mich etwas aufrechter hin. Hoffentlich hat der Mann die nötigen Maßnahmen getroffen, denke ich und lache, denn ich lese gerade Hebels Geschichte vom vorsichtigen Träumer, der sich für die Nacht Pantoffeln an die Füße bindet, weil er einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten ist und sich fürchterliche Schmerzen ausgemalt hat. Vielleicht würde die Geschichte auch dem Alten gefallen – allerdings spricht Hebel von Mohamed als vom «Lügenpropheten», was zweifellos erklärt, warum das *Schatzkästlein des Reihnischen Hausfreundes* noch immer nicht zur Pflichtlektüre in Koranschulen gehört.

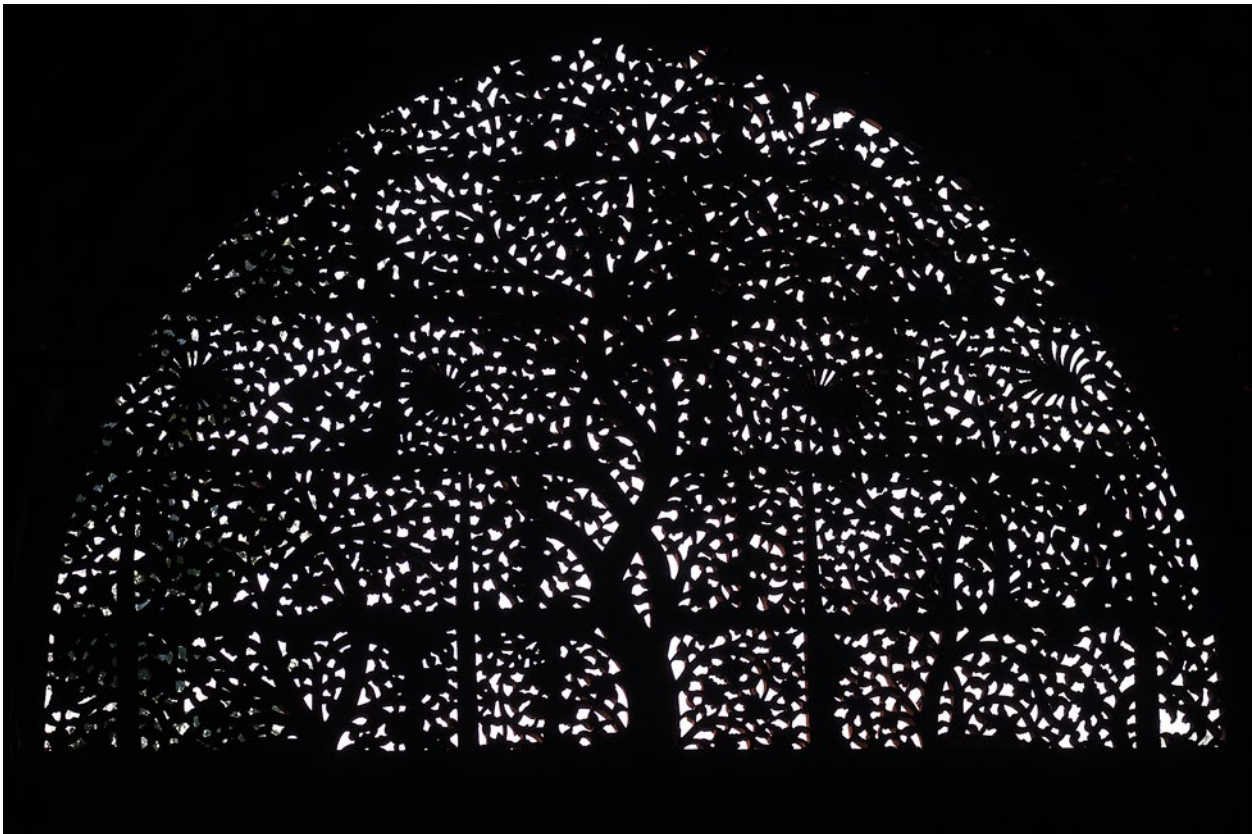
Jetzt kommt mir ein Bild in den Sinn, das mich vor einigen Jahren überrascht hat. Es war an einem drückend schwülen Abend in Damaskus, kurz vor Ausbruch des Krieges. Ich besuchte die



Omajjadenmoschee, die ja zu den ältesten, heiligsten Stätten der Muslime gehört, und staunte darüber, wie viele Männer im angenehm kühlen Innenraum des prachtvollen Gebäudes kreuz und quer auf Teppichen herumlagen und schliefen. Der Gedanke, dass man in ein Gotteshaus kommen kann, um sich auszuruhen, um seine Siesta abzuhalten, hat mir gut gefallen – zumal der Schlaf ja auch ein Zustand ist, in dem sich der Geist noch des keuschesten Adepten den einen oder anderen Ausflug erlaubt und sich der Kontrolle des Religiösen so entzieht. Für Zeitgenossen, die regelmäßiger in Moscheen gehen, mögen die Schläfer eine banale Selbstverständlichkeit sein, mich erstaunt das Massenlager bis heute.

Der Alte hat offenbar gemerkt, dass er gleich einschlafen wird und hat seine Lektüre abgebrochen. Er dreht sich um, in Richtung Mihrab, setzt sich auf seine Knie, betet kurz, steht dann auf und geht. Auch ich rapple mich vom Boden hoch und trete hinter ihm in den Hof hinaus, der jetzt in ein dunkelorange Licht getaucht ist, denn offenbar ist es schon Abend geworden. Wir verlassen das Areal der Moschee durch das Nordtor und gehen in Richtung Markt. Seltsamerweise sind

in der Straße gerade nur Velorikschas unterwegs und ihr Klingeln kommt mir fast wie ein Glockenspiel oder zumindest wie eine sehr freundliche Karikatur des gehässigen Hupens vor, das sich einem sonst durch die Gehörgänge fräst. Wir gehen über den Fleischmarkt und der Alte bleibt vor einem Stand stehen, der Ziegenlunge verkauft – es ist ausgerechnet jener Stand, dessen Besitzer mir vor ein paar Stunden sehr unfreundlich verboten hat, seine Ware zu fotografieren. Jetzt aber wirkt der Händler wie verwandelt, übertrieben höflich, fast devot unterhält er sich mit meinem Vorgänger, der eine besondere Respektsperson zu sein scheint. Ich nutze den Moment und schieße schnell ein Foto. Wir gehen weiter, durch ein großes Stadttor mit mächtigen Holztüren, über einen ausgedehnten, völlig menschenleeren Platz. Dann stehen wir plötzlich wieder vor einer Moschee. Sie sieht der Jama Masjid sehr ähnlich, bloß, dass ihre Fassade in verschiedenen Blautönen angemalt ist, was sehr elegant wirkt. In einem großen Becken spiegelt sich wie ein Bleiguss das Licht des Mondes. Wir betreten das Innere, es ist eine riesige Halle, voller Teppiche, Kissen, niedriger Tische und Sessel. Ein sanftweißes Licht fällt durch kunstvoll durchbrochene Fenster oder viel-



mehr Jalis, in denen Motive wie ein verschlungener Baum, Palmen, Blüten und ein startender (oder landender) Vogel formvollendet arrangiert sind. Überall lümmeln Menschen herum, nicht nur Männer, auch Frauen und ein paar Kinder. Manche trinken Kaffee oder Tee, andere knabbern Süßigkeiten. Einige spielen Karten, zwei alte Frauen sind in ein Schachturnier verwickelt. Es wird geredet, gelacht, diskutiert und debattiert. In einer Ecke bezupft einer seinen Kontrabass, daneben tanzt eine dicke Frau mit einem mächtigen Kopfhörer selig verloren vor sich hin. Zwischen Pflanzenkübeln mit Bananenstauden sitzen vier blonde Männer hinter ihren Notebooks und behacken konzentriert die Tasten. Auf einer Couch sehe ich sogar ein Paar, das sich innigen Schmusereien hingibt – und das in Indien. Verschiedenstes scheint hier nebeneinander Platz zu haben, elegant aneinander vorbeizugleiten. Und da hinten ist noch ein Tischchen frei, sogar mit einer Steckdose daneben, sicher gibt es auch Internet an diesem wundersamen Ort, der wie geschaffen scheint für mich, einfach perfekt – wäre da nur nicht plötzlich dieser laute Gesang, der alles übertönt. Aber der gehört wohl zu einer Moschee. In dem Moment kommt mir in den Sinn,

dass ich ja ganz vergessen habe, meine Schuhe auszuziehen. Erschreckt schaue ich mich um. Ob es wohl schon jemand bemerkt hat?

«Mister, mister, you must leave, its praying time», quängelt eine Stimme von oben. Ich blicke hoch und sehe den hennaroten Ziegenbart des Abwärts, der über mir hin und her wackelt. Er rüttelt mich an der Schulter und wirkt etwas aufgebracht: «Please, you are not allowed, go now.» Ich lese Hebel auf, der zu Boden gerutscht ist, stopfe die Kamera in meinen Rucksack, die ich immer noch in der Hand gehalten habe, rapple mich hoch und schwanke in Richtung Hof, wo mich die pralle Mittagssonne empfängt. Ob der Alte auch unter den Gläubigen steht, die sich jetzt recht zahlreich in dem Säulenwald versammelt haben, kann ich nicht sehen. Am Nordtor ziehe ich meine Schuhe wieder an, schaue einen kurzen Moment dem Jungen zu, dessen Drache immer noch durch den Himmel zuckelt, und steige dann über ein paar Stufen beherzt in das Hupinferno der Gandhi Road hinaus.

«In einem Kaffeehaus», so kommt mir dann in den Sinn: «In einem Kaffeehaus wäre mir das nie passiert. Nur was?»